

Vom freien Tode

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1908-1914]**

Band (Jahr): **1 (1908)**

Heft 12

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-405976>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

faßen. Der Atheismus ist das Resultat dieses Umwandlungsprozesses, indem er die wissenschaftlichen Einzelresultate zu einer Gesamtschauung zusammenfaßt. Insofern sich derselbe von den vorhergegangenen theistischen und spekulativen Lehrenmeinungen und Welterklärungen gegenständig abhebt, heißt er mit gutem Grund Atheismus, und dieses Wort bedarf auch seiner wie immer lautenden Beschränkung oder Einschränkung. Der Atheismus ist ein notwendiges Ergebnis und wie geistig worden, von eminent positivem Inhalte, ja er ist die einzige wahrhaft positive Weltanschauung. Der Banntheil muß seine Veruche, die Welt selbst zu Gott zu machen, weiterhin fortsetzen, die Theosophie und der Spiritismus mögen die halbe Menschheit in ihre Dunkelkammern locken — das alles wird einem wahrhaft konsequenten Atheisten nicht irren machen. Der Menschheitsgeist ist stark genug, um auch die Rätselgebilde noch zu lösen, die Grundfrage der theosophischen und spiritistischen Geistesverwirrungen bilden. Der Atheist hat seinen Weg erkannt, er kennt seine Richtpunkte. Wohl ist er erst am Anfang eines scharf entlosten Weges, wohl muß er noch von mancher Höhe wieder hinab und immer weiter zurück in die Tiefen der Vergangenheit sich Schätze graben, wohl muß er noch zahllose Probleme lösen und Abgründe überbrücken, aber gerade diese Nischenarbeit stärkt seinen Mut und erhört seine Kräfte. Er kennt das Ziel der Menschheit und weiß, daß die zu künftige Menschheit auf den von ihm gebahnten Wegen weitererschreiten muß, daß er also nicht umsonst gearbeitet hat und nicht etwa dereinst ein Nichts in Händen hat, wie die theologische und spekulative Philosophie mit ihren Trugschlüssen und Scheinwerten.

Wom freien Tode.

Der Dichter des „Also sprach Zarathustra“ hat das Wort vom „freien Tode“ geprägt, ein Wort, welches allgemeinen Widerspruch hervorrief, aber auch neue Gedanken und Energien loslöste und in einzelnen Seelen mächtig wirkte, wie jüdische Lehren und Gedanken Nietzsche's.

Schon existierte eine weitverbreitete Nietzsche-Gemeinde. Die Ideen dieses gewaltigen Denkers, Dichters und Pfadfinders zogen immer weitere Kreise und führten neue Anschauungen herbei. Neben unweisen Elementen, welche sich in Nietzsche bewunderten, anstarrten sich zu klären und zu stärken, sind es tiefere, geiststärkere Naturen, welche das Erbe Nietzsche's fest in die Hand und Herz geschlossen haben und unter Auscheidung der Zerrümpel, die auch der Größte nicht völlig vermeiden kann, die bleibenden Werte sondern und sichten. Noch sind diese an der Arbeit und noch ist der Widerstreit der Meinungen nicht verhallt. Aber schon klären sich die Anschauungen und jene Blühtkraft, welche dem Ehrfürer Nietzsche am Zeuge flühen will, jene Böswilligkeit, welche von der Krankheit Nietzsche's oft so überleitete Schlüsse auf dessen ganzes Lebenswerk zieht und ganze Bünde seiner Werke als durchaus krankhaft und wertlos hinstellen will, wie auch jenes pedantische Schulmeisterturn, welches den Werken Nietzsche's Methode und System absprechen will, weil es denselben an den nötigen Ober- und Unterarbeiten, Ueberschriften und Inhaltsverzeichnis, an all jener Kleinlichen Akkuratheit gebricht, welche eben eine Schulmeisterleistung kennzeichnet — sie alle müssen vor der Wucht der Gedanken Nietzsche's weichen, welche alle Schranken brechend unsere moderne fortschrittliche Weltanschauung trotz aller noch vorhandenen Meinungsverschiedenheiten immer mehr befruchtet.

Gehört nun zu jenen einwandfreien Lehren Nietzsche's auch diejenige vom „freien Tode“? „Nein“ werden weitans die meisten sagen und die, welche im stillen „Ja“ sagen, werden es für besser erachten, ihre Meinung noch für sich zu behalten. An lauten Bekennern dieser selbstsam fremden Lehre wird es nicht viele geben. Nietzsche sagt ja selbst: „Noch klingt fremd die Lehre: Stirb zu rechten Zeit!“ Und trotzdem muß ihm recht gegeben werden, wenn er behauptet: „Viele sterben zu spät, und einige zu früh.“ Nicht bloß die vielen Mitleid, welche sich an Tod und Leben knüpfen, sondern auch Stimmen des Gemütes, die soziale Ethik scheinen sich gegen dieses Gebot aufzulehnen. Ja das Schicksal, das Lebende Nietzsche's selbst, scheint seine Worte vom freien Tode zu annullieren. Starb doch der freieste aller Denker noch völliger geistiger Unmacht, einen Tod, den er verabscheute, den er den „geimenden Tod“ nannte, der heranschleicht „wie ein Dieb“ — und der doch „als Herr“ kommt. Denn seine nervöse Erkrankung nahm unerwartet zu und führte zu einer völligen geistlichen und geistigen Räumung, welche den Paralytiker kennzeichnet. Gleichwohl enthält die Lehre Nietzsche's eine tiefe Wahrheit, wenn auch seine Aufforderung: „Stirb zu rechten Zeit“ vorerst nur an die allerweitesten, allereltesten und allerreifeiten Naturen gerichtet sein kann, keineswegs aber an die Masse der Menschen. Diese Lehre beruht auf der allgemeinen grundlegenden Tatsache, daß der Mensch die Macht besitzt, dem blinden Walten der Natur Schranken zu setzen, daselbe in bestimmte Richtung zu lenken, und so an Stelle des zufälligen Geschehens, das Zweckmäßigste, jenseitiger Gewollte, das Vorausbestimmte zu setzen.

Ohne diese Tatsache, hätten wir keinen Kulturfortschritt, keine Wissenschaft, keine Kunst, keine Technik und keine Ethik. Alles Elementare fällt noch der Gewalt des menschlichen Geistes zum Opfer, verliert noch seinen drohenden vernichtenden Charakter im Dienste des Menschen, dem es schließlich nur noch ein Werkzeug zu immer vollkommeneren, sicheren Gestaltung seines Lebens ist. — Auch der Tod ist eine solche Elementargewalt. Zu beiseiten ist sie nicht, so wenig wie eine andere. Das ist auch nötig. Aber zu überwinden ist ihre Uebergewalt, einzudämmen ist sie im Dienste des Menschen. Sie soll vom Herrn zum Knechte werden. Die Majestät des Todes, soll der Mensch als Mensch sich in Willens weichen. Wie geschieht das? Daß man einem frühzeitigen Tode vorbeugen kann, ist unbekannt. Man kann das Leben eines Men-

schens verlängern. Die Natur, wie auch die Kunst des Arztes geben uns die Mittel in die Hand. Diejenigen, deren natürlicher, d. h. durch keine Gegenwirkungen hinangehaltener Tod zu früh, vor Beendigung des Lebenswertes, vor Erreichung des gestreckten Zieles eintreten mußte, haben es also in vielen Fällen in der Hand noch rechtzeitig Vorkehrungen zu treffen. Die elementare Uebergewalt des Todes wird dann bis zu jenem Augenblicke zurückgehalten, an welchem das gestreckte Ziel erreicht ist. Doch das ist die Ausnahme, die Regel ist der zu späte Tod, der Tod, welcher erst kommt, wenn das Lebenswert schon längst vollbracht ist, wenn der Mensch an seiner jetzigen Qualität wieder verliert, wenn er „für seine Wahrheiten und Siege zu alt wird“. Diesen zu späten Tod durch den rechtzeitigen Tod zu erreichen, dazu soll die Lehre vom freien Tode beitragen. Kommen wird die letzte Stunde — so möge sie kommen, wenn ich sie will, sagt eine Sieger- und Herrnatur wie die Nietzsche's. Sie lebt dem Tode Zeit und Stunde fest, sie befreit ihm und zu macht sie aus dem Tribunal der Todesstunde ein Siegesfest, wobei der Sterbende, welcher die rechte Stunde seines Todes „für sein Ziel und seine Erben“ bestimmt hat, der „Lebenden Schwüre weicht“.

Es bedarf keiner langen Auseinandersetzung, daß eine solche Lehre, den Atheismus und die moralische Weltanschauung zur Voraussetzung hat, daß sie in einer Seele nicht Eingang finden kann, welche noch in Furcht vor Gott und Göttern erkrankt, welche noch in dem Wahne lebt, einst im astralen Zustande in das Jenseits entzweigen und am himmlischen Orchester mitwirken zu können. Ein Mensch der beschränkt und slavisch genug ist, sein Leben als das Geschenk eines Gottes, oder gar nur als ein Darlehen zu betrachten, das man bei Vermeidung ewiger Söllensstrafen noch mit Zins und Zinseszins zurückgeben muß, das einem so wenig gehört, wie der Leib oder die Seele, das man also wie alles andere nur als Last zu betrachten hat, ob man will oder nicht — wer noch solchen Anschauungen halbigt und sich noch nicht einmal die Frage vorgelegt hat, was denn unter Leben zu verstehen ist, wer noch den Unsinn der Schöpfungslehren noch plappert, — der kann freilich die Lehre vom freien Tode niemals begreifen, für den ist sie aber auch nicht vorhanden. Er darf und kann sie nicht beachten. Wer sich jedoch zur moralischen Weltanschauung durchgerungen hat und Leben wie Tod, bzw. Sterben, als eine Grundeigenschaft der Natur, bzw. als einen notwendigen Vorgang in derselben betrachtet, wer allen Wahn überwinden, seinen Geist hinreichend gestärkt und sein sittliches Bewußtsein soweit geläutert hat, daß er dem Tode furchtlos ins Auge sehen kann, der ist auch reif, die Lehre Nietzsche's in Erwägung zu ziehen. Sie gilt vornehmlich für jene Menschen, welche am Fortschritt der Kultur arbeiten, den Schaffenden, wenn auch nicht bloß den vom Glück begünstigten Menschen. Denn Nietzsche sagt: „Manchen mißrät das Leben; ein Giftwurm kriecht sich ihm ans Herz! So möge er zucken, daß ihm das Sterben um so mehr gerate!“ Dem großen Haufen derer aber, die nutzlos und zwecklos auf der Erde bis ins späte Alter hinein herumlaufen, gelten die herben Worte: „Biel zu viele leben und viel zu lange hängen sie an ihren Nesten. Wäde ein Sturm kommen, der all diese Haule und Wurmrefresje vom Dämme schüttelt! Mächten Prediger kommen des schnellen Todes! Das wären mir die rechten Stürme und Schüttler an Lebensbäumen! Aber ich föhre nur den langsamen Tod predigen und Gebuld mit allen Irdischen. Ach, ihr predigt Gebuld mit dem Irdischen! Dieses Irdische ist es, das zu viel Gebuld mit Euch hat, ihr Käffermäuler!“ Hier ist deutlich ausgesprochen was Nietzsche nicht wollte: Die Herrschaft eines kulturellen Tiefstandes. Demgemäß beklagt er auch nicht die Häufigkeit der Selbstmordfälle, sondern er möchte noch mithelfen, wenn der Tod an den Lebensbäumen schüttelt! Aber die Selbsttötungen, von denen die täglichen Polizeiberichte melden, haben mit dem „freien Tode“ Nietzsche's nichts gemein. Sie sind die natürlichen Ergebnisse der Erkrankungen des sozialen Körpers. Der Auscheidungsprozeß vollzieht sich hier in der Form der Selbstvernichtung. Zu beklagen war das Leben dieser Armen, nicht aber ist es ihr Tod, das letzte Recht, das sie noch hatten, ihre letzte Zuflucht. Nicht Feigheit war es, nicht Tollkühnheit, überhaupt nichts, was aus einer großen, reifen Seele sich ergibt, sondern geistige Erkrankung, eine Verunstaltung des Bewußtseins, was sie in den Tod getrieben. Ein ethischer Maßstab läßt sich hier nicht ablegen, da die Motive der Selbsttötung selten auch nur annähernd bekannt werden. Nicht aus tiefer Schwermut heraus, soll der Entschluß zum freiwilligen Tode kommen, wie Nietzsche dies auch noch bei Christus annimmt, den die Schmach nach dem Tode, vor der Zeit überfallen habe, sondern aus der Freiheit einer großen, reichen leidenden Seele, eines klaren, reifen Geistes heraus, soll der Entschluß zum Tode emporsteigen, „zum vollbringenden Tod, der den Lebenden ein Stachel und ein Gelübnis“ wird. Seinen Tod stirbt der Vollbringende siegreich, umringt von Hoffenden und Gelobenden — „Wo zu sterben ist das Beste; das zweite aber ist im Kampf zu sterben und eine große Seele zu verschwinden“. Damit kennzeichnet Nietzsche in meisterhafter, hochpoetischer Sprache seinen Tod, wie er ihn sich als der Menschens würdig vorstellte und er schließt seine Betrachtung mit den Worten:

„Frei zum Tode und frei im Tode. Du heiliger Reinsager, wenn es nicht mehr Zeit ist zum Ja: Du verweist er sich auf Tod und Leben. Daß er sterben keine Kästung sei auf Mensch und Erde meine Freunde: Das erbitte ich mir von dem Honig eurer Seele. In euerem Sterben soll noch euer Geist und eure Tugend gläuben, gleich einem Abendrote um die Erde, oder aber das Sterben ist euch schlecht geraten.“ Die Wiederholung dieser eigenen Worte Nietzsche's selbst charakterisieren das Wesen der Idee vom freien Tode, besser als jedes Kommentar. Uebrigens ist die vergiftende Wirkung des Kirchenchristentums hauptsächlich Schuld daran, daß die Lehre vom freien Tode so viele Gegner hat und so vielen Widerwillen begegnet. Japaner, Chinesen und andere Völker stehen diesen Auffassungen viel näher und auch der antike Heide sah dem Tode viel freier ins Auge als der in Feigheit erzogene Christ.

Es wird noch lange währen, bis solche Lehren Gemeingut werden, aber die vielen Akte des persönlichen Heroismus gerade innerhalb der russischen Revolution beweisen, daß nicht allen das Leben der „Güter Götter“ ist.

Das christliche Begräbnis. *)

Von R. R.

Ein weiter, hoher Saal, dessen dezenter Farbenjammur zusammen mit den frischen Blumengebüden, den edelgeschweiften, sonnigen Fenstern zugleich feierlich und freudig stimmt. Zur Seite ein einfach geschmücktes, nach außen gegen die Hitze der Fremden schützendes Gestühl: Die Erde der Leidtragenden. Dahinter, von außen nicht vernehmbar, die Orgel. In der Mitte des Saals eine Art Stehstulpe oder Stängel, von der aus der Prediger oder ein Angehöriger des Verstorbenen ein paar Worte des Abschieds sprechen kann, während zwei Schritte hin, vor ihm der blumengeschmückte Sarg des Entschlafenen lautlos in die Tiefe sinkt. Zarter Duft, den das Meer von Rosen, der Urnenfriedhof vor den Fenstern, ausatmet, erfüllt den weihenollen, von den letzten Tönen der Orgel durchstärkten Raum. Das ist die Form des Begräbnisses, wie sie die Feuerbestattung ansgebildet hat.

Der Vergleich mit der gang und gäben Form des sogenannten christlichen Begräbnisses ist herausfordernd. Denn dieses steht, im Gegensatz zu dem eben geschilderten, im Zeichen tiefster ästhetischer Inkultur. Goethe hat es gemieden. Und wo der untrügliche Instinkt Goethes verneint, da sollte man stuhig werden. Man denke: Die Dreibruchtagstimmung, die nach Regen riechenden Herde, die diese fleckigen, ständigen, diese lehmigen, notwendigen Kirchhöfe, diese nach Zigaretten und Branntwein duftenden Kutcher und Träger mit ihren schwarzen, wurmförmigen Frätschen und Seilen, ihren nummerierten Grabertrafen; dazu die bloßen Kirchhofbäume mit ihrer nichternen Neugier, die wie wackelnden Kirchhofstangen, die Spalter und Publikum bilden aus Passion, dieser argelnde Priester, der das Schwarze nicht schwarz genug lagen kann; rumbum geschmacklos und gedankenlos, inüchtern, Steine und Kränze en gros, die Zabräure der Berlefränge, der Ausblick schließlich über die Mauer hin auf qualmende Gassen und wohl gar nach der Ton eines Verkehrens aus einer nahen Vorstadtstraße — wirklich, erleichtert wird der vielgenannte „letzte Liebesdienst“ durch die Form des christlichen Begräbnisses nicht. Wenn sich überhaupt etwas zu seinen Gunsten sagen läßt, so ist es höchstens dieses: Die ganze Zeremonie, von Anfang bis zum Schluß, ist so über die Wachen ernüchternd, die Mittel durch die auf Geist und Gemüt eingewirkt werden soll, sind so bescheiden abgegriffen und tragen den Stempel einer für unser Innenleben ererbten, fremden Kultur so klumpig an der Stirne, daß Schmerz und Mühnung, die edle Gebärde der Leidenshaft, von vornherein erstickt werden. Damit ist denn dem nachsten Leidtragenden freilich ein gewisser Dienst erwiesen.

Einen größeren Dienst aber erweist die Feuerbestattung den Hinterbliebenen, indem sie der Totenfeier von vornherein einen intimen, privaten Charakter verleiht und die Möglichkeit schafft, die letzten Geleitsworte von einem nahen oder ferneren Verwandten des Verstorbenen, dessen individuellen Wunsch gemäß, sprechen zu lassen. Daß besonders in dieser letzten Emanzipation die Kirche eine Unterbindung ihres Ansehens erkennen muß, liegt am Tage. Trotzdem erklärt sich die Antipathie und Apathie, der der Gedanke der Feuerbestattung noch immer in Gegenden intensiven religiösen Lebens begegnet, hieraus nicht allein die wunderlichen Verirrungen, mit denen die Entwürfe zu Krematorien in gewissen Ländern still und beharrlich zur Seite geschoben werden, beneiden aus Erblichkeit, daß der Gedanke an die Auferstehung mit Haut und Haaren nicht allein im Kopfe der Kirchengewaltung noch immer unaustrittbar sitzt. Auch manche brave Stadtverwaltung hegt ihn noch im verdächtigsten Winkel ihres Hirns und denkt: besser ist besser — man kann nicht wissen. Ein Drittes aber macht den — ebenfalls untrüglichen Instinkt der Kirche stuhig: Es ist das Gefühl: Dort wird der Totenkultus ein gefleitet in die farbender Freude und die Gestalt der Schönheit. Und das schmekt fatal nach Bedeutung, lebensstarke und stolze Schönheit, das mag die Kirche nicht. Die Kirche will Fernwirkung, Trauer, Verweigerung. Sie will die Gruft so schwarz wie möglich, den Tod so furchtbar wie möglich und uns selbst so bangend und schwach wie möglich. Natürlich. Sie predigt die Sinnlosigkeit gegen irdische Sinnlosigkeit desto fetter an sich zu reigen: den Glauben. Auf den Glauben baute die Kirche eine Industrie auf. Und diese Industrie hat die Menschheit verderben, elend, hilflos und schwach gemacht. Sonst hätte sie schon längst, angesichts der Gesteinstatue der „Mengen, die was davon erkannt“, den Mut des Bekenntnisses finden müssen: Unsere Sinnlosigkeit ist einzig und allein unsere anthropomorphe Unzulänglichkeit, die Relativität aller unserer Erkenntnis. Sie verhilft uns die Gottheit. Denn auch der höchste aller Götter, dieser reinigste, einige Gott der Christen, der Schöpfer und Herr des Himmels und der Erden, ist immer noch nur der Schatten eines Gottes, ist Götze.

Aber dergleichen liegt wohl noch in ferner Zukunft. Nimmt man an einem christlichen Begräbnis teil, so möchte man sogar sagen, in unerklärlicher Zukunft. Denn nirgend wird der Glaube an die Menschheit so erschüttert, wie da, wo man sie glauben sieht. Ist die Physiognomie einer christlichen Trauergemeinschaft nicht das Niederlagende, was man sich vorstellen kann, und die Gemeinshaft mit ihr für den freien Menschen eine Demütigung? Hier wird die irdische Verfrüppelung zur Vollenbung, das Unerhörte geschieht: Der Schmerz, die elementarste adäquate Reaktion des Menschen, bedarf, um sichtbar zu werden und sich selbst zu begreifen, erst des Wortes aus dem Munde eines Fremden, eines Mitleidigen. In dumpfer, blinder Hilflosigkeit wartet die Trauergemeinde auf die Ankunft des Pfarrers. Er muß ihrem Schmerz irdisch erst Augen verleihen. Sein Wort erst öffnet die Tränenflühen, und erst im Verlaufe des alten, verrosteten, verfrüppelten Totenritus entlastet sich der Schmerz, die überzogene, absolute Gewalt. Daß die Mittel des Mannes und seines Kultus ordinär,

*) Entnommen dem 1. November-Heft des „Freien Wort“, Frankfurt a. M.